

Karl Barth und der Kommunismus

von Heinz Hoegger

5204
1871
Vorbemerkung: Der Vortrag Prof. Karl Barths am «Kirchensonntag» im Berner Münster hat ordentlich viel Staub aufgewirbelt. Chefredaktor Dürrenmatt hat in den «Basler Nachrichten» sich massvoll mit den unhaltbaren Thesen Barths auseinandergesetzt, und auch in andern Tageszeitungen ist sachlich Stellung zu Barths allzu rosiger Kommunistenschau genommen worden. Es ist natürlich nicht ganz unbedenklich, wenn das Blatt Nicos, der kommunistische «Vorwärts» dem Theologieprofessor einen beglückten Leitartikel widmet und wenn die russischen Regierungsblätter «Prawda» und «Iswestja» Karl Barth als einen Hauptkämpfer gegen die böse «schweizerische Reaktion» feiern. Die Art aber, in welcher Karl Barth von ziemlich vielen schweizerischen Blättern wegen seiner Haltung angepöbelt wurde, macht die Sache nicht besser. Dem hochverdienten Gelehrten wurde an vielen Orten — man verzeihe, aber wir finden keinen andern Ausdruck dafür: — in einem journalistischen Schnuderstil das Maul angehängt, als ob es sich bei ihm um einen hergelaufenen Volksverführer oder um einen naiven, weltfremden Prädikanten handelte, dem man Gott, den Himmel und die Spatzen für seine Spintisiererei überlassen wolle, der sich aber nicht unterstehen dürfe, sich in die Politik zu mischen.

Wir begrüssen es, im Folgenden die Stimme eines Pfarrers — der durchaus kein «Barthianer» ist — weiterzugeben; er hat diese Richtigstellung im Zorn über die Unterschiebungen verfasst, die sich Karl Barth von Leuten gefallen lassen muss, welche gegenwärtig mit dem Russenschreck ihrer Mitmenschen ihre billigen Geschäfte machen. R. St.

Das Thema: «Die Kirche zwischen Ost und West, über das K. B. am Bernischen Kirchensonntag im Berner Münster gesprochen hat, ist sehr heikel. Es ist deshalb so heikel, weil es — entgegen dem, was seine Formulierung sagt — nicht nur kirchliche, sondern auch eminent politische Aspekte hat. Wir können — wie es K. B. tut — bei der Behandlung dieses Stoffes von allen schweizerischen und politischen Belangen absehen und einmal nur als Glied der Kirche sprechen. Dann stehen wir in der Gefahr des blossen Theoretisierens und werden mit 90 % Wahrscheinlichkeit missverstanden. K. B., als systematischer Theologe, steht dauernd in dieser Gefahr und wird deshalb dauernd missverstanden. Wir wollen heute bewusst den andern Weg gehen und daran denken, dass wir als Christen zugleich Schweizer und Glieder der evangelischen Kirche, d. h. einer übernationalen Grösse sind. Was ergeben sich nun daraus für Gesichtspunkte?

Gewiss, als Schweizer haben wir zunächst nur ein Interesse, nämlich dies, den Abwehrwillen unseres Volkes gegenüber den menschenmörderischen Gewaltmethoden des totalitären Ostens unter allen Umständen zu stärken. Wir müssen das tun, weil wir ja mit Recht darauf hinweisen können, dass die Kirche auch keine Existenz mehr hat, wenn sich die rote Flut über uns ergiessen sollte. Wir müssen also, gerade auch im Interesse der Kirche, Abwehr, Abwehr und nochmals Abwehr predigen. Gewisse anderweitig erfolgte Auslassungen Karl Barths, z. B. im Zusammenhang mit der reformierten Kirche Ungarns, lassen in der Tat berechtigte Zweifel aufkommen, ob K. B. die Bedeutung der relativ weitgehenden Freiheiten Westeuropas in ihrem ganzen Gewicht genügend zu würdigen weiss.

Aber — das wird niemand bestreiten wollen — diese unsere gut schweizerische Stellungnahme ist nun noch nicht ohne weiteres die christliche. Als Christen haben wir vielmehr äusserst gewissenhaft darüber zu wachen, dass unser Schweizerstandpunkt — allzu sicher und

gedankenlos vertreten — nicht über Nacht allzu viel Unchristliches in sich berge und damit in gefährlicher Weise unterhöhlt werde. Als Christen dürfen wir es auch nie vergessen, dass die Erhaltung unseres Vaterlandes zwar ein wesentlicher, ein grundlegender, nie aber ein letzter Gesichtspunkt sein kann. Jesus sagt eben gerade nicht: «Schütze Deine Heimat, und dann wird alles gut sein!» Jesus sagt das Andere, so unendlich viel Anstössigere: «Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit! So wird Euch alles andere hinzugehen werden!» Die Meinung ist also nicht die, dass Jesus alle irdischen Lebensbedingungen des Menschen einfach übersehen und in ihrer Bedeutung negiert hätte. Die Meinung ist vielmehr die — und das geht uns so ungeheuer schwer ein — dass sich gerade das irdische Menschenleben nicht, wie es doch so nahe liegt, schrittweise von unten nach oben, sondern nur von oben nach unten, d. h. nur im Gehorsam gegenüber dem Willen des ganz und gar unirdischen, ewigen, heiligen Gottes aufbauen lasse. Und hier nun hat uns K. B. — trotz aller ihn kennzeichnenden Ueberspitztheiten — nicht wenig zu sagen.

Barth analysiert in seinem Vortrag zunächst die Frage, was denn eigentlich unter dem Gegensatz von Ost und West zu verstehen sei. Und er charakterisiert ihn vorerst als den Gegensatz zwischen den beiden Grossmächten Russland und Amerika, unter dessen Auswirkungen stehen wir — als Christen — uns nicht fürchten dürfen, denn solche Gegensätze hat es grundsätzlich immer gegeben und «ein einziges Lied von Paul Gerhardt ist stärker als das Schlimmste, was wir in der Zeitung gelesen haben oder je lesen oder selbst erleben werden.» Die Aufgabe des Christen könne aber nie nur darin bestehen, das Vaterland zu schützen. Sie bestehe immer auch darin, die Sache der Gerechtigkeit Gottes nicht aus den Augen zu verlieren und im Blick darauf zum Frieden mahnen. Barth verfielt, wenn er uns dies nahe legt, nicht die These des «Friedens um jeden Preis». Er weiss sehr gut, dass es Situationen geben kann, in denen der Kampf unumgänglich ist. Aber er erkennt die Gefahr, die darin besteht, dass wir in grosser Selbstverständlichkeit mit einem dritten Weltkrieg rechnen. Und er sieht darin, dass wir alles tun, um die heutigen Spannungen nicht in einen Krieg ausmünden zu lassen, die vornehmste Aufgabe des Christen. Er nimmt diese Haltung ein auf die Gefahr hin, als Defaitist verschrien zu werden. Denn er weiss, dass ein Christ, der die Sache des Friedens allzu leichtfertig aufgegeben hat, schlimmer ist als einer, der im Geruche steht, für die Verteidigung des Vaterlandes nicht genug getan zu haben.

Nachdem sich Barth in dieser Weise mit dem politischen Aspekt des Gegensatzes zwischen Ost und West und der daraus resultierenden Aufgabe des Christen auseinandergesetzt hat, stösst er tiefer vor. Er stellt nun fest, dass es sich ausser dem eben Gesagten bei dieser Konfrontierung um einen Gegensatz zweier verschiedener Auffassungen vom Menschen handle. Sehr schön wird da gezeigt, wie die Anklage des Westens gegenüber dem Osten dahingehe, dass im Osten der Mensch zum blossen Massenmenschen, zum blossen Bestandteil eines Kollektivs, zur Maschine werde, und dass an die Stelle Gottes der wüste Dämon der Idee des sozialen Fortschrittes getreten sei. Unmenschlichkeit kennzeichne den Osten. Der Osten hinwiederum bezichtigte den Westen der Heuchelei, indem es mit der westlichen Menschlichkeit auch nicht so weit her sei, wie man den Anschein zu erwecken versuche und das blinde, anonyme Kapital, seine Verzinsung und Vermehrung, die Macht darstelle, von welcher der Westen regiert werde. Nicht wahre, sondern nur angebliche Christlichkeit sei das Charakteristikum des Abendlandes. Die Ausführungen Karl Barths in diesem Abschnitt zielen darauf ab, uns deutlich zu machen, dass die grauerregende Fratze des heutigen Kommunismus' ja nur der Widerschein dessen sei, was sich in Europa ereignet habe. Wenn die Gottlosigkeit nicht zuerst in Europa so furchtbare Triumphe gefeiert hätte, dann wäre der gegenwärtige Angriff des Ostens gar nicht denkbar. Erkenntnis dieser Zusammenhänge sei für den Christen mindestens so dringliches Gebot wie Abwehrwille und Abwehrkraft. Denn sie allein bewahre uns vor dem Pharisäismus, der schliesslich die ganze Wirklichkeit verzerrt und verfälscht sehe. Die ungeheure Bedeutung gerade dieser Gedankengänge wird von keinem Ernsthafte unter uns in Abrede gestellt werden können.

Den eigentlichen Stein des Anstosses aber bilden nun diejenigen Partien des Barth'schen Vortrages, die dartun, dass der heutige Kom-

munismus nicht genau dasselbe sei wie der Nationalsozialismus, und dass infolgedessen auch unsere Haltung gegenüber der roten Diktatur eine andere sein müsse als gegenüber der braunen. Ich kann es verstehen, wenn angesichts der menschen- und völkerzerstörenden Vehemenz des heutigen Russland diese z.T. sehr subtilen Unterscheidungen nicht überzeugen, sondern nur verwirren. Aber ich muss doch auch in diesem Abschnitt zum mindesten die Intention Karl Barths gutheissen. Seine Absicht geht nämlich dahin, uns zum Bewusstsein zu bringen, dass der stur und einseitig vorgetragene Antikommunismus unserer Tage gar keine Tat, sondern nachgerade bald das Banalste und Billigste sei, was man sich denken könne. Gerade weil die Schweizer in ihrer erdrückenden Mehrheit nicht in der Gefahr ständen, sich vom totalitären Geist des Kommunismus übermannen zu lassen, gerade deshalb könne es auch nicht eine spezielle Aufgabe der Kirche sein, heute in Antikommunismus zu machen. Die Kirche sei Wächterin. Sie habe zu wecken und aufzurütteln, wo das Volk schlafe und nichts merke. Aber sie dürfe auch einmal schweigen und im Hintergrund stehen, wo eine absolut richtige Erkenntnis so gut wie zum allgemeinen Volksbesitz geworden sei. Ist das nicht richtig?

Und ist es auf der andern Seite so leicht von der Hand zu weisen, dass wenigstens auf unsere schweizerischen Verhältnisse bezogen, vor 10 Jahren das Reden gegen den Nationalsozialismus mehr bedeutete als heute das Reden gegen den Bolschewismus, damals, als wir eine starke 5. Kolonne hatten, damals zur Zeit der Fronten und zur Zeit einer starken deutschen Kolonie, damals, als unsere Regierung äusserst behutsam vorgehen musste? Nicht bloss Eigenwilligkeit, sondern ein

äusserst scharfes Erfassen der Besonderheit jeder Zeit veranlasst Barth zu solchen Differenzierungen.

Schliesslich erweist sich Barth auch dann als ein Mann von zwar unbequemer, aber bemerkenswert unbestechlicher Mentalität, wenn er uns durch seine teilweise sehr scharfen Ausführungen zur Frage nötigt, ob denn die gewiss notwendige antitotalitäre Parole überall so ganz ehrlich, d.h. im Interesse der Freiheit des Menschen gemeint sei und ob sie sich, wenn dem so wäre, nicht auch gegen Franco mit derselben Heftigkeit wenden müsste. Dass sich der Schweizer gar nicht nur im Namen der evangelischen Freiheit, sondern auch im Namen eines platten Materialismus, der ja seinerseits auch nur Sklaverei erzeugen könne, gegen den Osten wende, darin sieht Karl Barth die Gefahr, auf die aufmerksam zu machen heute im Besondern das Amt der Kirche sei. Wir rechnen ihm gerade diese Haltung hoch an.

Karl Barth ist ein sehr umstrittener Mann. Er bereitet uns Anstoss, sei es, dass er über Stalin und Kommunismus zum mindesten sehr missverständliche Wendungen gebraucht, sei es, dass er durch seinen die Volksmeinung radikal und unbekümmert übergehenden Scharfblick Dinge ausspricht, die schlechterdings ausserhalb unserer landläufigen Ansichten liegen und deshalb Aergernis schaffen. Aber gibt es nicht auch ein echtes, evangelisches Aergernis? Diese Frage sei gestellt! Und sie werde von einem jeden möglichst gewissenhaft beantwortet, bevor wir für oder gegen Barth vorschnell Stellung beziehen. Schliesslich geht es ja nicht um Barth, sondern um die Wahrheit. Die besten Wahrheitskämpfer aber sind noch immer die gewesen, die den Mut zum evangelischen Aergernis aufgebracht haben.

Alles war ihnen gemeinsam

Von Jerusalem nach Rom

Ein Gang durch die Apostelgeschichte von Fritz Blanke

Kap. 4, Vers 32—37

³² Aber die Schar derer, die gläubig geworden waren, hatte ein Herz und eine Seele, und auch nicht einer von ihnen sagte, dass etwas von seinem Besitz sein eigen sei, sondern alles war ihnen gemeinsam. ³³ Und mit grosser Kraft legten die Apostel das Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesus ab, und alle (Christen) standen (beim Volke) in grosser Gunst. ³⁴ Denn es war auch kein Bedürftiger unter ihnen; welche nämlich Besitzer von Grundstücken oder Häusern waren, verkauften sie und brachten die aus dem Verkauften gelöste Summe ³⁵ und legten sie zu den Füßen der Apostel, und es wurde jedem zugeteilt, je nachdem einer Mangel hatte. ³⁶ Joseph aber, von den Aposteln Barnabas zubenannt, was übersetzt «Sohn der Tröstung» heisst, ein Levit, aus Cypern gebürtig, ³⁷ der einen Acker hatte, verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es zu den Füßen der Apostel.

Unser Abschnitt zeigt, dass es in der Urgemeinde zu Jerusalem zwei soziale Schichten gegeben hat: Arme und Besitzende. Besitzende waren die, welche Grundstücke und Häuser hatten. Wie stellten sich diese Besitzer, nachdem sie der christlichen Gemeinde beigetreten waren, zu ihrem Eigentum? Auch nicht einer von ihnen sagte, dass etwas von seinem Besitz sein eigen sei. Das ist, wie das Folgende erweist, so zu verstehen, dass sie sich ihres Besitzes entäusserten. Warum? Jesus hatte gesagt, dass man sich nicht Schätze auf Erden, sondern vielmehr im Himmel sammeln solle (Matth. 6, 19—20) und dass man nicht Gott und dem Mammon dienen könne (Matth. 6, 24). «So kann also keiner unter euch, der nicht allem seinem Besitz entsagt hat, mein Jünger sein» (Luk. 14, 33). «Verkau-

fet euren Besitz und gebt ihn als Almosen» (Luk. 12, 33). Diese Forderungen Jesu wurden von den jerusalemischen Christen in die Wirklichkeit umgesetzt. Die begüterten Gläubigen verzichteten auf ihre Habe. Sie waren nicht die ersten, die Jesu Worte wörtlich ernst nahmen. Schon die ersten Jünger in Galiläa hatten alles um Jesu willen verlassen (Matth. 19, 27), berufslos waren sie Jesus nachgefolgt bis nach Jerusalem, und hier in Jerusalem erweckte der Pfingstgeist andere zu der gleichen Glut des Opfern. Diejenigen Gläubigen, die Besitzer von Häusern und Grundstücken (d. h. Getreideäckern und Obstgärten) waren, verkauften ihren Besitz und stellten den Erlös den Aposteln zur Verfügung. Die Apostel verteilten die Summe an die Armen. Das war die Gestalt der christlichen Armenpflege in Jerusalem. Die Haus- und Grundeigentümer gaben ihren Besitz her zugunsten der darbedenden Glaubensgenossen, wobei die Apostel als Verteilungsstelle amtierten. In diesem eben beschriebenen bestimmten Sinne ist der Satz *alles war ihnen gemeinsam* zu verstehen.

Von den vermöglichen Christen, die sich von ihrem Eigentum trennten, wird einer mit Namen erwähnt, wohl deshalb, weil ihn viele Christen auch ausserhalb Jerusalems kannten: es ist Barnabas, der später in der Heidenmission eine so wichtige Rolle spielte. Joseph aber, von den Aposteln Barnabas zubenannt, was übersetzt «Sohn der Tröstung» heisst, ein Levit, der einen Acker hatte, verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es zu den Füßen der Apostel. Barnabas gehörte als Levit zum Stamme Levi. Alle Söhne dieses Stammes waren zum Dienst als untergeordnete Tempelbeamte verpflichtet. Darum klingt es überraschend, wenn wir vernehmen, dass Barnabas in